

Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 9 (1941-1942)
Heft: 8

Rubrik: Kleine Rundschau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 19.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

KLEINE RUNDSCHAU

Deutsche Jugend in der Dichtung

Hans Carossa — Luise Rinser-Schnell — Ina Seidel

„Die Zeiten abseitigen Wandels, man sagt es uns, gehen zu Ende. Entzündet wird allerorten der eine Sinn, kein Lichtlein soll dem Lichte fehlen, kurze Wege werden gebaut von Natur zu Natur, einsame Gesichter sogleich im gemeinsamen Geiste mitgeschaut und gedeutet ... So klingt die Kunde. Wir aber, Söhne des Zwielichts, dienen der Nacht wie dem Tage treu.“ So lassen wir schon vor langen Jahren in den ersten Kapiteln von Hans Carossa's unvergesslicher Jugendgeschichte. Aber selbst heute noch scheint das Bedürfnis deutscher Dichter, in die einsame, innerliche Heimat der vergangenen Jugend hinabzusteigen und aus ihr die Gestalt des eigenen Daseins behutsam aufzubauen, noch lebendig zu sein. Trotz Ernst Jüngers „Afrikanischen Spielen“ (1936), die in der Form eines jugendlichen Abenteuerromans den ironisch-tätsillusionierenden Abschied von den romantischen „farbigen Rändern“ der bürgerlichen Welt geben wollten. Noch immer scheint der Rückblick in die Kindheit das eigentliche Reich der Poesie aufzuschliessen, wie es einst klassisch Jean Paul aussprach: „Das Erfreulichste und Zauberische, auf das ich ewig und sehnsgütig zurückschau, ist meine Jugendzeit, aber nicht meine äussere, die kahlste, die je Jünglinge ertragen, sondern auf eine innere, welche unter dem hohen Schnee der äussern Lage ihre Blumen und Blüten und den ganzen Frühling trieb.“

Zunächst Carossa selber, von dessen Jugendgeschichte nun ein neuer Band vorliegt: „Das Jahr der schönen Täuschungen“¹⁾). Fast entschuldigend wird auch hier zu Eingang vermerkt, „diese Art Menschen“ sei gewissermassen im Aussterben. Die ersten medizinischen Semester bis zum Vor-examen, die da erzählt werden, im München der neunziger Jahre, in der letzten Lebenszeit Bismarcks, im aufrührerischen Zeichen Dehmels und unter der fernen Wirkung von George und Hofmannsthal, bieten nun freilich Gelegenheit genug zur Zwiesprache mit dem realen Zeitgeist in Wissenschaft, Kunst und Politik. Dennoch haben nicht diese Seiten dem Leser am meisten zu sagen, sondern das Fortspinnen des inneren, oft traumhaften und abseitigen Lebensganges. Die wissenschaftlichen Erkenntnisse in Anatomie und klinischem Hörsaal gewinnen sofort persönlichen Aspekt und sind dichterisch verwandelt; das Lehrbuch der chemischen Formeln wird erst lebendig, wie es der Student als ein Zauberbuch zu verstehen lernt; er muss sich sagen lassen, dass der sozialen Not der Arbeiter nicht mit Versen beizukommen sei, und doch sind ihm diese unendlich wichti-

¹⁾ Insel Verlag, Leipzig 1941

ger; der Genius Frankreichs schliesslich, der ihm in dem Mädchen Aldine erscheint, gehört ihm selber zu den halbbewussten „schönen Täuschungen“. Stärker vielleicht als der Dichter selber wünscht, bleiben diese zeitgeschichtlichen Beziehungen im Unverbindlichen. Wirken doch ebenso stark und schicksalhafter die scheinbar zufälligen Anrufe, die gar nicht für den Helden bestimmt waren: die Anrede einer blinden Bäuerin an der ländlichen Hochzeit, die ihn mit dem Bräutigam verwechselt, ein Billet Stefan Georges an den „Säumigen“ Karl Wolfskehl, das ihm in die Hände kommt.

Das Dasein, das sich da bildet, und unter den scheinbar absichtslos erzählten Ereignissen herauswächst, als das Lebendig-Echte aus vergänglichen Verhüllungen, ist ein dichterisches — ausschliesslicher als beim Helden von „Dichtung und Wahrheit“, der ja auch wie Saul nach einer Eselin ausgezogen war und ein Königreich fand. Und so lebt wohl auch dieser Band am stärksten aus dem Wunder der Carossaschen Jugend, wie sie in den früheren Büchern erscheint und wie sie auch hier immer wieder beschworen wird und tief hineinreicht in das Jahr der Täuschungen.

Die Unerschütterlichkeit, mit der Carossa auch in den heutigen Stürmen des Zeitgeistes seine dichterischen Kreise zieht, in der gleichen Getragenheit seiner bildgesättigten Sprache, mag auf den Leser fast beruhigend wirken. Er zögert ein wenig, sich heute in den schützenden Raum einer solch abgeklärten Dichtung zu retten. Vielleicht ist dies ein Versagen vor der Reinheit eines zeitlosen dichterischen Gebildes, denn es ist ja nicht das höchste Amt des Dichters, in die aufgeregte Arena des Tages zu steigen. Vielleicht aber geht das Misstrauen tiefer: wir fragen uns heimlich, ob der Anspruch des Dichters, die erzählten Geschehnisse zum bedeutenden und bildenden Symbol zu verwandeln und zu „durchseelen“, berechtigt sei, ob die tiefere Wirklichkeit seines Werkes auch heute Bestand habe. Und da ist es doch, wie wenn in der bewussten, „goetheschen“ Haltung dieser Sprache etwas Starres und Fragliches erschiene, ein nicht ganz erfülltes Versprechen.

Zum mindesten scheint deutlicher zu werden, wie ihre gleichbleibende Klassizität nicht nur ein gütiges und gelöstes Menschentum bedeutet, sondern auch das schützende Glas gegen die Mächte, die den „Sohn des Zwielichts“ von aussen und innen, von Tag und Nacht her bedrohen. Wie düster sind, wenn wir näher zusehen, die Berührungen des Studenten mit der Welt der Liebe: die Phosphorvergifteten, der Erblindete, der mordbeladene Bauer; wie merkwürdig und auch von Carossas Humor unerlöst bleiben auch hier die Frauen: die Pseudofranzösin Aldine mit dem Tüpfelschleier, die zwiespältige Naturdichterin Senz Meier.

Das Buch mündet in die grossartig-magische Anrufung der Mondwelt durch den ins Elternhaus zurückgekehrten jungen Mann: die Entrückung in jene unberührbare Sphäre des „schaurig-stillen Heiligtums“, in welcher doch alles unirdisch leicht und mühelos wäre. Leicht und zauberisch-tröstlich wie immer, aber zugleich fern und indirekt mutet uns

Carossas Werk an. Vielleicht, dass wir ihm einst in anderen Zeiten wieder gläubiger und aufgeschlossener begegnen.

In vielem verwandt mit Carossas innerlicher Selbstdarstellung ist die Schilderung vom Leben eines jungen Mädchens, die uns die junge Dichterin Luise Rinser-Schneill²⁾ geschenkt hat: „Die gläsernen Ringe“. Bei diesem kleinen Entwicklungsroman bleibt der „Zeitgeist“ noch mehr im Hintergrund. Die Menschen, die dem Mädchen begegnen, tun es nicht als Vertreter von Theorien, Tendenzen oder Gesellschaftsklassen, sondern schlechthin als Träger helfender oder zerstörender Lebensmächte. Wieder ist es die in der Erinnerung verklärte, tiefe und reife Welt eines christlich-katholischen Kulturraums, in der das Kind wurzelt und aus der heraus es seinen gefährlichen Weg antritt. Während der Vater im Weltkrieg ist, lebt es mit der Mutter bei seinen Verwandten in dem alten Kloster St. Georgen, das auf einem Hügel in weiter Landschaft liegt. Während des Weltkrieges: es ist doch eine ganz andere Jugend, die da aufwächst; es fehlt die gütige Führung der Eltern, verständnislos und fremd stehen sie ihrem einsamen Kind gegenüber und treiben es in innere und äussere Gefahr. Der gütige Humor, das immer wieder durchbrechende Bewusstsein von der Unverlierbarkeit des wahrhaft Lebendigen auch in allen Täuschungen fehlen hier. Es sind eben weder schöne Täuschungen noch überhaupt bloss Täuschungen: hart und ernst ist das abgründig Böse, die saugende und betörende Macht der Erde oder der Schauder vor der Möglichkeit jugendlich-unschuldiger Schuld vor Augen gestellt, wie alles nah und drohend an die junge Seele greift. Einzigartig etwa, wie vor dem tief in der Nacht erwachten Kinde die mondbeschienene Lilie in einer gefährlichen Herrlichkeit, „wie von gefrorenem Licht überstürzt“, lebt und leuchtet, als Verkörperung magischer Lebensgeheimnisse, denen das Kind am andern Tage nicht anders begegnen kann als durch die ratlose, böse und grausame Zerstörung der wunderbaren Blüte. Unvergesslich ist auch der Moment panischer Ueberwältigung durch „das wirre Lied der unbewussten Erde“, der das Kind in einem lockenden Wiesenstück erliegt. Dennoch wird es von einer ernüchternd wirkenden inneren Gnade immer wieder beschützt. Zwischen der abgeklärten Weisheit und Güte der Verwandten im Kloster, der dämonischen Verführung durch Spielgefährten, der Belehrung durch ein lebenstüchtiges Bauernmädchen sucht und findet es hindurch, wenn auch nicht ohne sich in frühe Schuld zu verstricken. Die suggestive und doch klare Unmittelbarkeit, mit der die Dichterin sparsam und sicher berichtet, scheint im Folgenden dann allerdings nicht immer erreicht. Die Erlebnisse des nach der Stadt zurückgekehrten Schulmädchen — wie etwa die Begegnung mit dem buddhistisch gesinnten Grossvater oder der makabere Bund mit Lehrerin und Freundin — sind symbolisch etwas überbelastet und dichterisch nicht befreit; ebenso bleibt das verstockte Verhältnis zu den Eltern als ungelöst bleibende Tatsache unbefriedigend. Aber durch alles

²⁾ S. Fischer Verlag, Berlin 1941

zieht sich das schöne Bild von den gläsernen Ringen, die ein kleiner Steinwurf im klaren Spiegel der heiligen Klosterquellen in „wunderbar strengen Mustern“ erzeugt; ihre Betrachtung verhilft der Helden immer wieder zu sich selber und am Schluss zu dem Bekenntnis, dass „nicht das wirre dunkle Leiden der Kreatur, sondern das scharfe klare Gesetz des Geistes“ ihr Leben leiten soll. Das ist es wohl auch, was an diesem Erstlingswerk so gefangen nimmt: die geistige Energie, mit der die oft allzu gern aufgerufenen dämonischen Mächte der „Kreatur“ gesehen und erlebt, aber auch überwunden und an Ort und Stelle verwiesen sind.

Weniger sicher mag man sich in diesen Dingen bei Ina Seidel fühlen, in ihrer jüngsten Erzählung: *Unser Freund Peregrin*.³⁾ Mit dem ganzen Einsatz der überlegenen und mühelosen Kunst dieser Meisterin ist hier der kühne Versuch unternommen, in der Darstellung rückblickend erzählter Jugendereignisse das Geheimnis dichterischer Existenz schlechthin zu umschreiben. Eine Dichtung also über Dichtung an sich, befreit vom Schema des Entwicklungsromans, wie sie wohl seit den Zeiten des Novalis nie mehr so unbedingt und kongenial gewagt worden ist.

Das dichterische Wesen Carossas und seines Helden erwahrt sich im Willen und in der Gabe, die dunkeln Erfahrungen des Menschenlebens heilend und ordnend aufzunehmen, sie zu entschweren und ihnen im Ganzen des Lebendigen zu ihrem tieferen Sinn zu verhelfen — auch auf die Gefahr hin, dass wir die prinzipielle Zuversicht des Arztes nicht immer teilen. Ina Seidel dagegen feiert das dichterische Vermögen in mystischer Weise als das zweite Gesicht, als die Fähigkeit der Entrückung und den oft tödlichen Zug in die Tiefe. Es sind auch hier Kinder, die in solchem poetischen Dasein stehen. Drei Pflegekinder nämlich, die auf dem alten Schlosse Herbshausen aufwachsen und sich seelisch selber überlassen bleiben. Sie fühlen sich nun in eigentümlicher und fast selbstverständlicher Weise verbunden mit einem schon längst verstorbenen Dichter aus der Zeit der Romantik, der im Schlosse gelebt hat und dessen Nähe nun die Kinder in übersinnlicher Weise begleitet und belebt. Die okkulten Ereignisse steigern sich nun vom Phänomen des Kugelblitzes, der das medial veranlagte Mädchen Tanja liebevoll umschwebt, bis zu der seltsamen Szene in einem vergessenen Pavillon des Parkes, der sich über der Gruft des Dichters erhebt, und wo nun die Kinder absinken in eine immer tiefere Innerlichkeit, zu den strömenden und tönen Urbildern der Dinge. Selbst das Schauspiel der abendländlichen Landschaft weitet sich zu einer „Feier im Unzugänglichen“. Die Entrückung wird nun freilich nicht nur als Hadesfahrt, sondern als ein „Eindringen in die ungeheure Halle des Menschengeistes und seiner schaffenden Arbeit“ empfunden. Für idealistische Romantik ist dieser Geist ja selber die kreisende Sphäre dieser Formen und Urbilder. Der Abstieg in die Tiefe führt ins Innerste der Seele wie der Natur.

³⁾ Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart 1940

Aber wer diese Berührung mit den Wesenheiten erlebt hat, ist für sein Leben gezeichnet und wird von ihnen unaufhaltsam ins Jenseitige fortgezogen. Der Tod Tanjas wird durch die Bindung irdischer Liebe, der sie sich zuwendet, nur kurz aufgeschoben. Ihrem Bruder Gregor schlägt etwas später die Stunde des „Aufbruchs“. Peregrinus ist der Name des Dichters, er ist heimatlos und doch ist nur dort wahre Heimat, wo Peregrinus weilt. Der Tod als Erfüllung dichterischer Sehnsucht und als das Reich poetischer Möglichkeiten gilt wie bei Novalis auch hier, etwa in den mystischen Versen

Schlummer, Schlummer um und um —
Selig Kolumbarium.

Mit seinem esoterischen Blick nach innen scheint dieses Buch erst recht auf jede Beziehung zur drängenden Gegenwart zu verzichten; hart steht das poetische, wesenhafte Reich der Kinder neben der ahnungslosen Alltäglichkeit der Pflegeeltern, die folgerichtig nur in komischem Licht erscheinen kann. Aber die Leidenschaft und der Glanz, mit denen Ina Seidel, die wir aus dem „Wunschkind“ und aus dem „Lennacker“ als Dichterin des deutschen Menschen kennen, gerade heute diese bedeutende und gefährliche Seite seines Wesens feiert, mag uns eines besseren belehren.

Max Wehrli

Die Schwestern Schorndorff und ihre Nachkommen

L. Vöchting-Oeri: *Die Schwestern Schorndorff und ihre Nachkommen*,
Fretz & Wasmuth Verlag A. G., Zürich, 1941

Wie in den alten oberrheinischen Bildteppichen die Hauptfiguren wohl den ersten Blick des Beschauers auf sich lenken, dieser aber bald inne wird, dass jede Einzelheit, seien es Blumen, Tiere, ein von Ranken halb verborgenes Gesicht am Ganzen mitwirken, und das Große ohne das Kleine, Zarte, ihn nie so unmittelbar in die dargestellte Zeit versetzen würde, so sind die im hellen Licht des Handelns und Geschehens in die Geschichte eingegangenen Personen wohl die Hauptfiguren einer Epoche und gewinnen doch erst im Zusammenhang des sie Umgebenden, nur vom flüchtigen Beobachter als unscheinbar Erachteten, wirklich Gestalt. Das Buch von L. Vöchting-Oeri: „Die Schwestern Schorndorff und ihre Nachkommen“, gehört zum Rahmen der Geschichte, und wie beim teppichwebenden Künstler das Einzelne, Kleine nicht ein bloßer Verzierung dienendes, schmückendes Beiwerk ist, sondern mit wahrer Liebe als Bestandteil des Ganzen geformt wurde, so ist auch in dem Buch über die Schwestern Schorndorff zwischen jeder Zeile die Liebe zu spüren, mit der die Verfasserin ihren Beitrag zur Basler Kulturgeschichte geschrieben hat.

Stilles, ehrbares Leben einer wohlhabenden, frommen Bürgerfamilie von der Zeit des ersten Koalitionskrieges bis zum Jahre 1830 wird vor dem Leser lebendig; er lernt Bräuche und Sitten und die Erziehungsweise jener Zeit kennen; er sieht die Töchter des Deputaten Schorndorff in Basel im geräumigen Haus am Nadelberg aufwachsen, dann, um den „letzten Schliff“ zu erlangen, zwei Jahre in Yverdon verbringen, er begleitet sie nach ihrer Verheiratung in zwei ländliche Pfarrhäuser. Die ältere zieht als Gattin von Johann Jakob Oeri nach Wyl im Rafzerfeld. Von da unternimmt sie manche Fahrt nach Zürich und der Reisewagen hält „rechtsseitig der Limmat, dort, wo die frische Ader des Flusses eben aus dem See schlüpfend, von den Armen der alten Stadt eingefangen wird, vor dem stattlichen Haus zum „Gewundenen Schwert“ bei ihrer Freundin, Frau Chorherr Schinz. Es werden Besorgungen gemacht und vielerlei Besuche bei andern Bekannten, deren Häuser mit den alttümlichen Namen von der heutigen Grosstadt vielfach verdrängt wurden. Die jüngere Schwester lebt in Lausen, im Baselbiet, wo ihr Gatte Jakob Burckhardt, das neunte von den einundzwanzig Kindern des Pfarrers zu St. Peter in Basel, sein Amt ausübt, bis er 1816 als Hilfspfarrer, Obersthelfer nannte man es damals, an das Münster zu Basel berufen wird.

Die räumliche Trennung der innerlich miteinander und auch mit dem Elternhaus so verbundenen Schwestern gab Anlass zu regem Briefwechsel. Aus dem bisher unveröffentlichten Material, das zum grössten Teil Familienbesitz von den Angehörigen der Autorin ist, wusste diese mit Takt und geduldiger Sorgfalt das Wesentliche herauszuholen, um ein liebenswertes Bild der Familie Schorndorff und ihrer Nachkommen zu schaffen. Von den Stürmen geschichtlicher Umwandlung nur peripherisch berührt, ziehen in treuer Erfüllung, liebend, leidend und waltend Menschen ihre Bahn, geben einer neuen Generation das Leben, daraus der Eine einst hervorleuchten wird, weit über die Grenzen seines Landes hinaus: Jakob Burckhardt, der nach dem Tod eines ersten Sohnes dem Ehepaar Burckhardt-Schorndorff am 25. Mai 1818 im Obersthelferhaus beim Münster zu Basel geborene Sohn.

In feiner Beherrschung ihres Stoffes hat die Verfasserin es vermieden, dieses auserwählte Kind um seiner späteren Berühmtheit willen mit ausschliesslicher Betonung über seine Umgebung herauszuheben, sieht sie doch die Gestalten ihres Buches nicht von aussen, sondern lebt mit ihnen und in ihrer Zeit. Briefe der Grossmutter und der Eltern geben Zeugnis von dem warmherzigen, aufgeweckten Knaben, wie sie auch von seinen Geschwistern berichten, und nur aus einem Antwortschreiben Johann Jakob Oeris an die Deputation Schorndorff tönt es prophetisch: „Unsere Buben sind gottlob immer gesund und munter, aber freilich noch keine solchen Professorli wie der kleine Vetter hinter dem Münster, der, wenn es so fort geht, bald ein wahres Wunderkind werden muss.“ Achtzehn Monate alt war Jakob Burckhardt, als sein Onkel dies schrieb, und spätere Schilderungen über den heranwachsenden Knaben, sein fröhliches Spielen mit Altersgenossen auf dem Münsterplatz, widerlegen jeglichen Verdacht, er könnte altklug oder pedantisch gewesen sein!

Die beiden Schwestern Schorndorff starben kurz nacheinander, Susanna Burckhardt im März, Magdalena Oeri im November 1830, die alte Deputation Schorndorff hat ihre Töchter um zwei Jahre überlebt.

Das Erstlingswerk von L. Vöchting-Oeri erweist ihre natürliche schriftstellerische Begabung, ihr Feingefühl, ihre genaue Vorarbeit und erweckt den Wunsch, sie möge Weiteres folgen lassen und sich nicht scheuen dabei ihrer Persönlichkeit grösseren Raum zu gewähren. Ohne der Geschlossenheit des Buches Abbruch zu tun, hätte sie näher auf die Beziehungen der Familie Schorndorff zu Menschen wie Jung-Stilling und Lavater eingehen können, hätte öfter, wie in dem trefflichen Bild der Stimmung in Basel während des ersten Koalitionskrieges — in dieser Stadt in der „die erhaltenen Kräfte immer besonders wirksam gewesen“ sind — aus ihrer bescheidenen Zurückhaltung heraustreten dürfen, denn solche Stellen weisen auf ihre genaue Kenntnis der Zeitgeschichte und auf ihr Talent, in knapper Schilderung grosses Geschehen dem Intimen in wirkungsvollem Wechsel entgegenzustellen.

Th. von der Mühl.

Basilea docet

Die Schweizergeschichte ist reich an grossen Beispielen des Opfersinns und des geduldigen Ausharrens. Zu ihnen gehört ohne Zweifel die Rettung der Universität Basel, nachdem in den Dreissigerjahren des letzten Jahrhunderts zwei Drittel des Hochschulvermögens durch eidgenössischen Schiedsspruch an den neuen Halbkanton Basel-Landschaft gefallen waren und nachdem die liberal-revolutionären Regierungen der Kantone Zürich und Bern Konkurrenzhochschulen ins Leben gerufen hatten. Den Urhebern dieser bedeutsamen kulturellen Leistung ist Prof. Eduard His (Basel), der Historiker des schweizerischen Staatsrechtes und Biograph zahlreicher Basler Staatsmänner und Handelsherren aus den letzten hundert Jahren, in einer Sammlung sorgfältiger Porträts nachgegangen, die den Titel „Basler Gelehrte des 19. Jahrhunderts“ trägt; der Verlag Benno Schwabe hat diese Studien in einem Gewand veröffentlicht, das den Nachfahren der Schweighauserschen Offizin in Basel alle Ehre macht.

Wie sein Titel anzeigen, berichtet das Buch über eine Vielzahl von Gelehrten, über einzelne Männer, die sich um den Aufschwung der Universität Basel im letzten Jahrhundert verdient gemacht haben. Aber gleichzeitig schildert es auch den geschichtlichen und sozialen Untergrund, welcher die vielen persönlichen Leistungen überhaupt erst ermöglicht hat. Die Basler Universität wurde zwischen 1800 und 1900 noch im wesentlichen von einer aristokratischen Schicht getragen, die sich trotz der Ungunst der politischen Entwicklung nicht aus dem öffentlichen Leben zurückzog, sondern was sie an Traditionen, Begabungen und auch an wirtschaftlicher Macht besass, überzeugt und beharrlich für das Gedeihen der heimischen Hochschule einsetzte. Die Tradition dieser Herren-

und Gelehrtengeschlechter wurzelte namentlich im 16. Jahrhundert, in einer Zeit also, da das Kulturgut der Antike zu neuem Leben erwachte und da die Männer, welche diesen Schatz zu heben vermochten, ohne Ansehen ihrer Herkunft in Staat und Gesellschaft einen hervorragenden Rang einnahmen. Dieser Tradition entsprach es, wenn noch im 19. Jahrhundert alle Basler aus dem gehobenen Bürgertum, gleichgültig, welchen Beruf sie ergreifen wollten, gründliche Kenntnisse in der europäischen Geschichte sowie in der Literatur und Philosophie der alten Griechen und Römer erwarben. Daher waren sie zumeist in der Lage, als Männer des tätigen Lebens an den Fortschritten der Forschung verständigen Anteil zu nehmen, als Dilettanten wichtige Beiträge zu einzelnen Wissensgebieten zu liefern und als Wissenschaftler von Beruf nach kurzer Vorbereitung das Fach zu wechseln, wenn die Lage der Universität oder der Stand der Forschung es erforderten. Der gleichen Ueberlieferung ist es zuzuschreiben, dass selbst im 19. Jahrhundert, da Gewinn, Erfolg und Macht zu übertriebenem Ansehen gelangten, zahlreiche begabte Basler den Lockungen einer glanzvollen Laufbahn die Stille des akademischen Lebens vorzogen und derart der wissenschaftlichen Blüte ihrer Vaterstadt ein besonderes, bodenständiges Gepräge verliehen. Doch ebenso entsprach es humanistischer Gesinnung, dass die Universität Basel ihre Dozenten aus allen Teilen des deutschen Sprachgebiets, aus allen geistigen Gruppierungen und sozialen Milieux heranzog, sofern sie sich von ihnen einen menschlichen Gewinn und einen Vorteil für Forschung und Lehre versprechen konnte. Human berührte auch die Bereitschaft des Basler Bürgertums, den fremden Gelehrten seine Häuser zu öffnen, das Bürgerrecht und Einfluss auf das öffentliche Leben der Stadt zu gewähren, ihnen am Rhein überhaupt eine wirkliche Heimstatt zu bereiten. Wenn an der Basler Hochschule im 19. Jahrhundert verhältnismässig wenig Gelehrte aus anderen schweizerischen Kantonen gewirkt haben, so ist die Schuld teilweise wohl bei der Erinnerung an den ungerechneten Schiedsspruch der eidgenössischen Gesandten von 1835 zu suchen. Heute hat sich in dieser Hinsicht eine entschiedene Wandlung eingestellt.

Als schönste Blüte der humanistischen Tradition im 19. Jahrhundert hat der Typus des Basler Ratsherren und Gelehrten zu gelten, der in stiller Arbeit die Forschung und Lehre an der Universität bereicherte und gleichzeitig auch die überlegene Disziplin eines geschulten Verstandes in Verwaltung oder Rechtsprechung zur Geltung brachte, der seinen Hörern neben dem schulgerechten Wissen auch eine Anschauung von der praktischen Handhabung wissenschaftlicher Ergebnisse zu vermitteln wusste und gleichzeitig in Verhandlungen mit dem Staat, der Kirche und widerstrebenden ausländischen Gelehrten sich als treuer Wahrer und Mehrer der Universität bewährte. Tüchtige Fachmänner und gewandte Dozenten waren im 19. Jahrhundert unter den Miteidgenossen oder in den oppositionellen Kreisen Deutschlands verhältnismässig leicht zu finden. Doch wenn sie an der Basler Universität ein geeignetes Wirkungsfeld finden sollten, wenn diese Universität sich überhaupt gegen eine Unzahl wirt-

schaftlicher Schwierigkeiten, interner Krisen und gefährlicher Angriffe der materialistisch gesinnten Umwelt behaupten sollte, waren Männer wie die Ratsherren und Professoren Andreas Heusler-Ryhiner und Peter Merian, wie der Rechtshistoriker und Gerichtspräsident Andreas Heusler unentbehrlich.

Ueber die Auswahl, die unter den Gelehrten des 19. Jahrhunderts getroffen worden ist, über die Akzentverteilung zwischen den Gestalten und über Einzelheiten der Porträts dürften die Leser mit Prof. His nicht immer einer Meinung sein. Doch wird dem Autor niemand das Verdienst absprechen wollen, dass er mit seinem Buch einer bestimmten Art baslerischer und schweizerischer Gelehrsamkeit ein stilgerechtes Denkmal gesetzt hat: schlicht in der Formgebung, aber klar und gut disponiert, unprätentiös, aber belebt von heimlichem Stolz und innerer Fülle.

Georg C. L. Schmidt.

Lavateriana

Seit Dezzennien betätigt die Zürcher Zentralbibliothek ihre Bildungs-Mission mit steigendem Einsatz auch auf dem Gebiet der Ausstellungen. Das Lavater-Jubiläum bot ihr hiezu eine neue Gelegenheit. Gewisse Seiten von Lavaters Wirken können in der Tat am anschaulichsten in Buch und Brief verdeutlicht werden. So konnte man in dieser Ausstellung die Physiognomik ausser im fürstlichen Original in französischer, englischer, italienischer und türkischer Version erblicken. Unter den Korrespondenten des Zürcher Pfarrers gewahrten wir Gellert, Gleim, Klopstock, Lenz, Wieland, Schiller, Haydn, Chodowiecki, Dalberg, Necker, Madame de Staël und einen Grossvater Tugenjews. Die Goethe-Briefe konnten nicht gezeigt werden, da sie mit Recht in Weimar liegen. Eine besondere Ueberraschung waren die Porträts Lavaters, die man in dieser Zahl nicht so bald wieder beieinander finden wird. Man erinnerte sich Goethes Ablehnung des Vorwurfs, Lavater habe sich allzu oft malen lassen: „Freut man sich nicht jetzt, da die Form dieses ausserordentlichen Wesens zerstört ist, bei so mannigfaltigen, zu verschiedener Zeit gearbeiteter Nachbildungen, im Durchschnitt gewiss zu wissen, wie er ausgesehen hat?“

*

Die Worte Oskar Farners, der die erwähnte Ausstellung einleitete, sind in der ausschliesslich Lavater gewidmeten Literaturbeilage der Neuen Zürcher Zeitung vom 16. November 1941 abgedruckt. Diese Beilage ist von dauerndem Wert wegen ihres reichen Inhalts, aus dem wir den Beitrag Max Pulvers besonders hervorheben: „Lavaters Physiognomik und seine Physiognomie.“ In dieser Untersuchung finden wir eine Fülle konkreter Ansatzpunkte zu einer sachlichen Beurteilung von Lavaters Hauptwerk und in organischer Verbindung damit eine äusserst strenge, aber nicht ungerechte Beurteilung des phantasievollen Theologen. Wir können uns

nicht enthalten, Max Pulvers Charakteristik, die er an Hand einer Schriftprobe Lavaters entwickelt, hier wiederzugeben: „Sein beredtes Wesen (die flüssigen Rollungen) bestreikt, ohne doch ganz zu überzeugen. Weiblich aufnehmend (Schalenform in Unterlängen), betont hinaufweisend (Schwung, Druck und Richtung der Oberlängen), geht diese letztere Bewegung doch immer wieder auf das Ich (nach links) zurück, verwickelt sich da und erstarrt zu einem schweren Punkt. Die Gotteserfahrung dieses Mannes bleibt ichbefangen, und so wird ihm Gott zum schlechten Gewissen. Heimlich befürchtet er, dass sein Glaube unecht sein könnte — und darin liegt der eigentümliche sittliche Wert und die Wertschranke dieses Menschen.“

*

Die vom Zwingliverein herausgegebenen und von L. v. Muralt geleiteten „Zwingliana“, die ursprünglich für die Erforschung des Zürcher Reformators und seines Werks bestimmt waren, berücksichtigen nach ihrem heutigen Untertitel die Geschichte des schweizerischen Protestantismus überhaupt. Man möchte wünschen, dass diese verdienten Hefte mit der Zeit zur Berücksichtigung der gesamten schweizerischen Geistesgeschichte ausholen werden. Unsere Kirchen- wie unsere Kulturgeschichte könnten durch solch gegenseitige Erhellung nur gewinnen. Einen Schritt in dieser Richtung bedeutet das neueste Heft 6 von Band VII, das insgesamt Lavater gewidmet ist. Wir heben darin den kenntnisreichen Beitrag von Leo Weisz hervor: „Ausländische Urteile über Lavater.“ Aus einem grössern Material gibt der Verfasser dieses Beitrags vorerst eine Zusammenstellung deutscher Stimmen, deren Einklang eine schicksalshafte Charakteristik Lavaters ausmacht. Wie aufschlussreich und einschränkend sind Aeusserungen Fichtes unter dem Eindruck persönlicher Bekanntschaft und in der Kühle der späteren Distanz! In seiner Zürcher Zeit schreibt der junge Philosoph, der den Geistlichen unter seinen Hörern hatte: „Meinen Lavater halten Sie nur in Ehren.“ Von Jena aus, sechs Jahre später, nennt er dessen Schriften „wohl konsequent, aber abscheulich.“

*

Die beiden Anthologien aus Lavater, die bei Gelegenheit seines Jubiläums erschienen sind, verdeutlichen dem heutigen Leser, was er an Lavater haben kann und was nicht. Die Auswahl Hans Kläuis aus Lavaters Schweizerliedern in der „Schriftenreihe grosser Schweizerdichter“ (Verlag Volk und Schrifttum, Zürich) beweist lediglich, dass Lavater kein grosser Schweizerdichter war und dass darüber kein Patriotismus hinweghilft. Dagegen liest man nicht ohne überall sich einstellende Ergriffenheit die Aphorismen, die Oskar Farner teils aus der Orellischen Lavater-Ausgabe, teils aus Lavater-Predigten zusammengestellt hat. („Land, Land! Worte von J. C. Lavater“, Zwingli Verlag, Zürich). Die darin enthaltenen kostbaren Faksimilia wurden Lavaterschen Denkzetteln nachgebildet, wovon allein die Zürcher Zentralbibliothek über 100 000 Stück besitzt. Auch dieser Umstand spiegelt den seltsamen Menschen. Indem wir für einmal

von ihm Abschied nehmen, zitieren wir aus dem von Oskar Farner abgedruckten Brief Lavaters an seinen Attentäter, dessen Verbrechen er schliesslich erliegen sollte, diese herrlichen Worte: „Gott vergebe dir so, wie ich dir von Herzen vergebe! Leide nie, was ich um deinetwillen gelitten. Ich umarme dich, Freund, du tatest unwissend mir Gutes. Kommt dies Blättchen zu dir, es sei dir Pfand von des Herrn Huld, welche reuende Sünder begnadigt, entmündigt, besiegelt! Lege grosse Gebete für dich mir Gott in die Seele, dass kein Zweifel mir bleib', wir umarmen uns einst vor des Herrn Aug'!“

F. E.

Bezugsbedingungen:

Einzelheft Fr. 1.50, im Abonnement Fr. 15.— (+ Porto Fr. 1.—)
für 12 Hefte pro Jahr.

Ausland Einzelheft Fr. 1.80, im Abonnement Fr. 18.— pro Jahr.
Erscheint jeweilen anfangs des Monats

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Walther Meier

Redaktion u. Verlag: Fretz & Wasmuth A.G. Zürich, Akazienstr. 8
Tel. 45855 Postcheckkonto VIII 6031

Inseratenverwaltung: Jakob Winteler, Akazienstr. 8 Zürich. Tel. 45855
Druck: Jak. Villiger & Cie., Wädenswil Tel. 95 60 60

Printed in Switzerland

CARL J. BURCKHARDT

GESTALTEN UND MÄCHTE

Erasmus, Pirckheimer

*L'honnête homme, Michel du Crest, Maria Theresia, Gentz
Grillparzer*

Mit 7 Abbildungen, Preis in Leinen gebunden Fr. 13.50

Der Verfasser der glanzvollen Richelieu-Biographie zeichnet in dem vorliegenden Werk mit vollendetem Meisterschaft der Menschendarstellung eine Reihe historischer Persönlichkeiten, in denen Geist und Lebensgefühl einer ganzen Epoche Gestalt gewonnen haben.

Vorrätig in jeder Buchhandlung

F R E T Z & W A S M U T H V E R L A G A . G . Z Ü R I C H